

# Die Taube

Von Frieda Felk.

Sie hieß Michaela, war Naturforscherin und mit dem wissenschaftlichen Leiter des Botanischen Gartens, Thomas Normann, verlobt. Normann war nicht mehr jung, und der Garten, der zu den Lebendwürdigkeiten der Weltstadt gehörte, war sein Lebensinhalt gewesen. Bis er diese Frau kennenlernte. Nun aber war Michaela bereit, den Auftrag des naturwissenschaftlichen Instituts anzunehmen und mit Henry Peters, dem Flieger, eine Expedition nach Britisch-Columbia zu unternehmen, um die Flora zu erforschen und seltene Blumen, Farne und Kräuter als Beute heimzubringen.

Normann begleitete den Freund zum Flugplatz und nahm Abschied von seiner Braut.

„Ich freue mich, Michaela, daß du Peters bei dir hast“, sagte er und drückte ihre Hand. „Ich kann mich doch auf dich und deine Maschine verlassen, Henry?“ Peters lachte und nickte ihm zu. Dann dröhnte der Motor.

„Es kam heute früh noch Post, Michaela“, sagte Normann, und seine Stimme mühte sich, durch den Lärm zu dringen. „Das Gebiet ist noch nie betreten und völlig unerforscht. Du wirst abgegriffen sein von aller Welt.“

Auch Michaela lachte nun zu seiner Besorgnis. „Ich habe ja Lizzi“, sagte sie und wies auf den Kasten in ihrer Hand. „Du erhältst gewiß Nachricht, Thomas.“ Normann sah zu Peters hinüber, ihm in die Augen. Es schien ein Wort, das sich die beiden Männer gaben. Dann wehte Michaelas weißer Mantel noch einmal auf, und wenige Minuten später waren der Platz und der Himmel leer.

Monatelang hörte Normann nichts von Michaela, und er begann sich zu quälen. Er hätte sie nicht fortlassen dürfen. Aber sie hatte ja Peters und Lizzi. Der Gedanke machte Normann wieder ruhig. Dennoch war es schwer, Tag um Tag zu warten. Er liebte Michaela. Jeder Tag, der ohne sie verging, schien ihm vergeßlich. Und je ferner sie ihm rückte, um so mehr schien er sie zu brauchen.

Als die Blätter der Bäume gelb und los wurden, kam endlich ein Brief. Normann riß ihn auf. Am 15. August war er geschrieben. Doch als er las, bekam sein Gesicht die Züge eines Greises. Sie liebe Peters und könne ihn nicht lassen, er solle vergehen, hatte Michaela geschrieben. Normann deckte die Hand über die Augen und blieb lange so.

Man wünschte ihn zu sprechen. Er stand auf und bewegte sich vorwärts, als ginge ihn das alles nichts mehr an.

Michaela und Peters, dachte er in der Nacht, die er im Stuhl verbrachte. Er hätte es wissen müssen. Sie waren beide jung. Aber er hatte an Treue geglaubt. Mit festen, harten Buchstaben hatte sie es geschrieben. Nichts von der Expedition. Aber das war ja jetzt alles gleichgültig. Es gab keine Treue.

Wenige Tage später brachte man eine weiße Taube zu Normann. Vor Michaelas Tür hatte sie gelegen. Es war kaum noch Leben in dem Tier. Aber es war Lizzi. — Das bezeugte der Brief um ihren Fuß. Er war an Thomas Normann. Daß die Expedition geglückt, daß sie reiche Beute eingetragene, und daß sie bald wiederkomme, schrieb Michaela. Normanns Blut jagte wie Feuer im Sturm auf und erlosch. Er sah das Datum. Es war vom 5. August. Sechshunderttausend Meilen war die Taube für diese Botschaft geflohen. Vier Wochen. Unablässig.

Normann sah nach dem Tier. „Lizzi“, sagte er. Sie hielt die Augen geschlossen. Sie trank auch nicht mehr. Wenige Augenblicke später war sie tot. „Erschöpft — und verhungert“, sagte Normann, „aber — sie kam heim...“ Er hob den Brief von der Erde und trug die Taube vor das Haus. Zusammen mit dem Brief begrub er sie unter seinem schönsten Baum. Von da an sah er wieder nach seinem Garten. Es gab noch Treue.

Käufer: „Der Hund gefällt mir gut. Ist er auch wachsam?“

Verkäufer: „Und ob! Wir brauchen ihn beim kleinsten Geräusch bloß zu wecken, dann bellt er gleich aus Leibkräften.“

# An jedem Finger zehn

Von Annemarie Schäfer

Blühlich hatte Ria zehn an jedem Finger. Jawohl: richtiggehende Männer. Aber ich will nicht vorgreifen.

Ria ist eine von den vielen Mädchen, die in einer fremden Stadt eine Stelle haben, in einem möblierten Zimmer wohnen und in der Mittagspause im Wirtschaftshaus die Speisekarte studieren. Regelmäßig träumt Ria davon, um wieviel hübscher sie ihren eigenen Mittagstisch gestalten würde, hätte sie Herd und Heim und einen Mann, der hungrig ankäme und gierig sagte: „Na, was gibst denn heute in der Schmiede?“

Aber Ria hat weder Heim noch Herd noch Mann. Statt dessen hat sie eine Stelle, viel Arbeit, guten Verdienst und langweilige Sonntage. Für wen pflegt sie ihre hausfraulichen Tugenden? Für wen kocht sie die sabelschwarzen Rezepte? Für wen trägt sie den hübschen grünen Wollmantel, der zu ihren hellblonden Locken so wunderbar paßt? Noch nicht mal für den Chef. Der ist ein gemütlicher Familienvater und hat mit ihrem sportgeflühten Traummann nicht die geringste Ähnlichkeit.

An diesem Samstagnachmittag dauern die Bürostunden etwas länger als sonst. Aber endlich wird es doch drei Uhr, und Ria muß sich beeilen, wenn sie noch in einem Lokal einen Teller warme Suppe erwischen will. Schnell die kleine Kasse aufgestellt, Mantel übergeworfen, das Büro doppelt und dreifach verriegelt, dann rast die junge Ria über die Straße, deckt sich für den Sonntag noch mit einigen illustrierten Zeitschriften ein und stizelt auf das altdeutsche Wirtschaftshaus. „In den drei Raben“ zu. Hoffentlich kriegt sie noch ein Kotelett.

Energisch kößt das Mädchen die schwere geschmiedete Holztür auf und denkt: Hundeleer wird es in diesem Lokal sein.

Aber sie hat sich verrechnet. An den großen ungedeckten Holztischen wimmelt es von Männern. Junge, Alte, Dicke und Dünne wenden die Köpfe um und schauen Ria wie das liebste Weltwunder an.

Am liebsten möchte die hungrige Dame wieder fortgehen. Aber dann beschließt sie, die Männerversammlung nicht zu bemerken und sich nach einem freien Plätzchen umzusehen. Doch erstens ist überhaupt kein freies Plätzchen

# Sensation in Hollywood

Filmgroteske von Christoph Walter Drey (Nachdruck verboten)

Plötzlich entzündete Jma Radja, die Diva, eine neue Zigarette.

„Nein, Direktor, und welche Angebote Sie mir auch machen — ich werde heute, an einem vertraglich freien Tag, nicht spielen. Alles andere interessiert mich nicht!“

Der Direktor schraubte nervös an seinem Füllfederhalter.

„Ich bitte Sie, Jma Radja, Sie schalten etwas sehr unüberlegt mit der Existenz unserer Gesellschaft, und nicht nur das: Sie haben die Möglichkeit, mit dem berühmtesten Partner zusammenzuspielen und noch größere Erfolge als bisher zu erzielen, wir jagen unseren eigenen Piloten hinter Alberto Marengo mit allen Vollmachten um die halbe Welt her und es gelingt uns unter wahnsinnigen Opfern, seine Zusage für eine unserer wichtigsten Nachaufnahmen zu erlangen — alle anderen Szenen spielt unser sonstiger Darsteller in Marengos Maske — und wir bieten Ihnen sogar eine Sonderzulage von dreitausend Dollar...“

„Bin ich eine Statistin, daß Sie mir überhaupt mit dieser lächerlichen Summe meine kostbare Freizeit zu veräußern osten?“

„Gut, sagen wir funftausend Dollari!“

„Ich finde Ihre Reaktivität bewunderungswürdig!“

„Sie ruinieren mich systematisch, Jma Radja, aber ich will bis an die Grenze des Möglichen gehen — im Vertrauen gesagt: über mehr verfüge ich wirklich nicht im Augenblick und Kredit läßt sich erst nach Vorlage einiger Szenen aus dem neuen Film schaffen... Zehntausend Dollar und keinen Heller mehr.“

„Gut — ich bin bereit. Sie geben mir bis zwei Uhr Nachricht, wann die Aufnahmen beginnen, länger bin ich nicht gewillt, zu warten. Kommt Marengo früher, dürfen Sie ihn zu mir „zur Probe“ (der Direktor lächelte ironisch) hinausbeordern. Dann wird die Arbeit im Atelier vereinfacht. Darf ich um den Scheck bitten?“

Vor der Tür des Empfangszimmers feuert die Diva leise: „Also den Modesealon kann ich einstweilen bezahlen — folglich gibt es wieder Kredit!“

Einige Lokalkenntnisse scheinen zur sachlichen Weiterentwicklung dieser erhabenen Geschichte von Notwendigkeit. Der Leser, der die prunkvoll ausgestatteten Räume im Heim der Diva natürlich aus Modesealons kennt, kann sich durchaus an die dort immer wiedergegebenen Schilderungen halten. Daß diese Schilderungen nicht zutreffend sind, bleibt hier gleichgültig, weil diese Geschichte auch nicht zutreffend ist.

Im Mittelpunkt des geistigen Blickfeldes liegt der Salon der Diva, von welchem aus man links in den Vorraum, rechts in das natürlich ganz einzüglich eingerichtete Voudoir sehen könnte, wenn nicht einerseits eine Tür, andererseits ein echter Gobelins diese Ausichten zerstören würde. Aber später läßt sich auch noch dieser Vorhang. Sie können interessiert weiterlesen!

Die Diva sitzt, ihrer Phantasie entsprechend, in einem kostbaren Hauskleid und außerdem im brokatüberzogenen Sessel, häßlichst einen seltenen brasilianischen Affen, den sie auch dann hat, wenn solche Sorten gar nicht existieren sollten, und wird von einer fast gleich begehrten Jose mit Tee usw. bedient. Die Geste einer Königin:

„Sie können heute ausgehen — ich bedarf Ihrer nicht mehr!“ Die Jose geht. Die Diva bleibt, trinkt Tee, häßlichst den Affen. Fast jede Diva ist so geistreich. Häßlichst den Affen, trinkt Tee und ist ununterbrochen schön. Die Zeit vergeht notgedrungen. Die Diva schaltet die Deckenbeleuchtung aus, die Standlampe (ganz aus echt Chinafeide) ein, und placiert sich schräg vor der Tür des Voudoirs auf einem schwellenden Divan in grazioser Plmie.

Jma Radja, die schönste Frau der Welt, greift zu einem Buch und liest vertieft.

Fast lautlos öffnet sich die Tür, ein schmaler Männerkopf — intelligente Züge, dünne Naen — lugt ins Zimmer:

„Aha“, meint nach ihrem ersten Staunen die Diva, „schon so früh? Treten Sie, bitte, näher.“

Man merkt es dem Manne an, daß ihm die Situation

nicht ganz verständlich ist, aber da sich zunächst nichts Unangenehmes zeigt, nimmt er die Einladung nicht ungerne an, schiebt mit rascher Bewegung einen Niefenbund klirrender Schlüssel in die steckige Hose, legt eine Reißfische vorsichtig neben die Tür des Voudoirs und reißt die Augen immer staunender auf.

„Es freut mich, Herr Kollege“, sagt plakt das Staunen aus dem Manne heraus... „Ihre Bekanntheit zu machen. Seyen Sie sich, bitte!“

Die Diva nimmt eine zweite Tasse vom Teewagen. „Wie ich sehe, haben Sie sich bereits arbeitsfertig gemacht!“

„Jawohl, raften heißt rosten, sagte mir mal ein ganz Ausgelochter!“

„Ganz mein Standpunkt! Aber ein paar Minuten möchte ich doch mit Ihnen plaudern. Ich habe schon so viel Bilder von Ihnen gesehen...“

„Das ist mir gar nicht lieb, daß man mich von allen Lifschäulen wiedererkennt!“

„Warum so bescheiden? Aber ich wollte, ich wäre so berühmt wie Sie!“

„Das sagen Sie nur so. Aber meinetwegen können wir ja mal 'n Ding zusammenred'n!“

„Also, Sie haben doch keine Ruhe. Gut, wir können beginnen, ich gebe Ihnen nur kurz die Szene an, damit wir nicht aneinander vorbeisprechen; also Sie sind ein Einbrecher — bitte, unterbrechen Sie mich nicht! Sie sind — aber so lassen Sie mich doch ausreden! Sie sind ein Einbrecher, kommen ins Zimmer, überfallen mich, den Revolver in der Hand — haben Sie so etwas bei sich?“

Der Mann zieht einen riesigen Browning für achtunddreißig Schuß aus der Tasche... „Gut, ich stehe ohnmächtig zusammen — Sie fesseln mich nehmend aus dem Schlafzimmer meine Juwelen. Im Atelier haben wir natürlich andere, aber hier können Sie erst mal meine nehmen. Nachdem Sie die Sachen gut verpackt haben, schleppen Sie mich ins Voudoir, und dann erst gehen Sie fort. Wir beginnen.“

Alles vollzieht sich programmäßig, bis zu jenem Punkt; während der Mann die Diva auf den Arm nimmt, um sie ins Schlafzimmer zu tragen. In diesem Augenblick beginnt der dramatische Höhepunkt. Jma Radja schlingt ihre weiden Arme um den Nacken des Mannes. Sie verkrampfen hinter dem Gobelins.

Stille. Verlassen brennt die seidene Sianotampe, das kostbare brasilianische Kesschen manzi träumerisch durchs Zimmer — dann schrillt das Telephon fünf, sechs, acht, zwölftmal — die Diva stürzt an den Apparat: „Herrgott, können Sie mir denn keine Ruhe lassen, Direktor? Was sagen Sie? Sind Sie verrückt geworden? Sie sind absolut zurechnungsunfähig, ich kann das Telegramm sehen...“

„Fräulein, warum trennen Sie uns? Unerhörte! — Polizeipräsidentium — was wollen denn Sie von mir, ich kriege gleich Krämpfe — ein gefährlicher Einbrecher — die Streife ist auf dem Wege — in drei Minuten —“ wird wirklich ohnmächtig... Schon hört man das Hupen eines Autos, dann, gleich darauf, sichere Schritte. Der Einbrecher brennt auf seine Tasche mit den Juwelen zu, reißt sie an sich, flüchtet zum Fenster, zerschlägt die Scheibe, ein Schuß knallt herein, die Tür knallt öffnet sich. Drei Beamte rasen an das Fenster, der Einbrecher ist in den Garten gesprungen, schlägt den neben dem Auto stehenden Beamten zu Boden, springt auf den Führersitz und schießt vier, fünf Schüsse gegen das offene Fenster. Schon saust der Wagen um die Ecke, und als die Beamten die Straße wieder erreicht haben, ist keine Spur mehr zu finden. Das Auto entdeckt man am nächsten Tag einsam an der Hinterfront der Polizeistation.

Zigunerwilli sah in der Aneibe, mit dem Wirt hinter verhängten Fenstern, war eben in ein paar gepumpten Kleider gestiegen und packte aus: „In zwei Stunden muß ich mal wieder von der Bildfläche verschwunden sein, ich gebe dir 'n Paar Ohringe und eine Halskette und darauf strecke mir wat vor! Beide beugen sich über ein Schmuckstück nach dem anderen, immer länger werden die Geschichten: „Versucht, der ganze Kinnaber ist Tinnest!“

zu finden, und zweitens springen wie auf Kommando ungefähr fünfzig Männer gleichzeitig auf und rasen auf Ria los. Weitere fünfzig sitzen noch stocksteif da und sehen das Mädchen vorwurfsvoll an.

Ria denkt nur an Flucht. Aber ehe sie auch nur einen halben Schritt zur Tür hin machen kann, packt ein hünenhafter Mann sie am Arm und zieht sie hinaus auf die Straße: „Verzeihen Sie, Gnädigste...“

Ria will etwas sagen, aber Entsetzen lähmt ihre Stimme. Aus der Holztür strömen Männer, lauter Männer. Immer mehr werden es, immer mehr. Nicht fünfzig Männer sind es, nicht hiezig. Mehr als hundert Männer drängen nervös auf Ria zu. Satzlegen schwirren herum, daraus kein Mensch flug werden kann, und ein junges Mädchen steht starr auf einem Platz, umringt von unzähligen Männern. Und das junge Mädchen hat keine Ahnung, was diese Leute von ihr wollen! Streckt sie ihre Hände aus, so hat sie an jedem Finger windefens zehn.

Aber was zu viel ist, ist zu viel. Fühlt sie sich geschmeichelt? Nein. Bei zweien, bei dreien, ja, da wußte sie sich schon zu benehmen; aber hundert, die machen Angst. Und außerdem geht so etwas nie mit rechten Dingen zu. Alle sprechen durcheinander, und nie wird sie dahinterkommen, was hier eigentlich los ist.

Endlich packt sie der Mut der Verzweifelten. Sie arbeitet mit ihren Ellbogen, bahnt sich eine Gasse durch die Männermauer und flieht zurück in die Gaststube. Sie ist fest entschlossen, unter dem Schuß des Wirtes das letzte Kotelett zu verzeihen.

Nur Ruhe! Die Männer laufen nicht hinterher. Sie stehen etwas dümmlich da, gebändig von einer kräftigen Baritonstimme: „Meine Herren! Wir scheint, wir sind einem großen Unfug auf den Leim gegangen.“

„Pfui, pfui!“, klingt es im Chor.

„Aber...“ Der junge Redner lächelt. „Eigentlich ganz gut so. Wir haben ja nur auf die Heiratsanzeige der blonden Witwe mit den hunderttausend Mark geschrieben, weil wir uns das Leben etwas bequem machen wollten.“ Gemurmel will anwachsen, aber der junge Mensch spricht weiter: „Das junge Mädchen hat sicher nichts mit der Sache zu tun. Wir wollen sie in Ruhe lassen.“

Zusammung in der Versammlung, und in der Wirtschaft sitzt Ria sich jetzt den östlichen Salat auf die

Gabel. Gleichzeitig horcht sie ängstlich zur Tür hin.

Der Redner draußen ist noch nicht fertig. „Ich glaube, die unbekannte Witwe lacht sich an einer Strakenrede über uns ins Häuschen. Wir dürfen nicht zeigen, daß wir uns ärgern. Am besten gehen wir jetzt paarweise und sehr vergnügt fort, damit sie sieht, daß richtige Männer wegen hunderttausend Mark noch lange keine grauen Haare wachsen lassen.“

Einstimmig wird der Vorschlag angenommen. Fremde Männer ärmeln sich unter, marschieren plaudernd und lachend davon, bis ein kleiner Dicker am Anschna des unwürdigen Juges ruft: „Wie war's jetzt mit einem treuen Entscheidungsschoppen?“ Auch hier wird einstimmig zugestimmt. Es vergeht eine ganze Zeit, bis sie dahinterkommen, daß ihr junger, strahlender Anführer ja gar nicht mehr unter ihnen weilt.

Der ging schnurstracks wieder hinein in die „Drei Raben“, geradeswegs auf die einsame blonde Dame zu. Er wußte, daß sie nicht die Witwe mit dem Niefenbund aus der Zeitung war.

Und Ria, die mit zehn Männern an jedem Finger nichts anzufangen wußte, ist diesem einzigen Mann gewachsen. Hier erfährt sie zuerst, was los war. Sie findet diesen Scherz herrlich. Und weil sie dabei so hell und fröhlich lacht, ist er auch begeistert von der Witwe, die ihn hierherbestellte. Dann sagt er ernsthaft: „Aber ich meine, wenn zwei Menschen ohne Geld, aber mit sehr viel gutem Willen sich mögen, dann ist das genau so viel wert wie hunderttausend Mark in der Bor.“

Das blonde Mädchen nickt: „Nicht genau so viel, sondern mehr, viel mehr.“ Und weil gerade morgen ein Sonntag ist, sagt sie nicht nein, als er fragt, ob sie mit ihm und seinem rapseligen Auto ein bißchen ins Blaue fahren möchte.

Auf dem Platz vor den „Drei Raben“ stehen zwei Dackel. Sie schauen sich enttäuscht an. Die Dackelische sagt Weinerlich: „Und ich hatte doch gedacht, es würde viel mehr passieren!“ Dann antwortet die Dünne: „Für das viele Geld, was so 'ne Anzige kostet, hätten wir uns auch besser was anderes gekauft.“

Dabei hat sich der Unfug doch gelohnt, Rias Wagen, die hofft, nun bald ihr Heim, ihren Herd und einen Mann zu bekommen.

